

› Philosophie des Geistes

Sektionsleitung: Achim Stephan

Montag, 29. September

S 9

14:45–15:15

Francesco Marchi (Bochum)

Cognitive penetrability: how the interaction of perception and concepts determines our experience of the world

In this paper, I argue that conscious perceptual experience is causally determined by the interaction of perception and conceptual structure. For the sake of the argument, I presuppose an adequate theory of concept possession and acquisition, which will ultimately characterize concepts according to three general constraints: first, concepts are not necessarily identified with linguistic representations or linguistic capacities. Second, concepts have a composite structure of increasing complexity, which is constituted by different dimensions. Third, a fully blown conceptual structure unfolds gradually with the development of an organism and is connected with different cognitive capacities that show up at different phases of this development. Starting from the idea of cognitive penetrability of perceptual experience, I propose to characterize perceptual experience as constituted by three main components: the perceptual content of the experience, the conceptual scale of evaluation of such content and the phenomenology. In genuine cases of cognitive penetration, a difference in certain propositional high-level cognitive states like beliefs and expectations, which are conceptually structured, causes a change in the phenomenology of perceptual experience, while the perceptual stimulus and other external conditions are held fixed. Given the sameness of stimulus, perceptual content is arguably unaffected by the difference in (conceptually structured) high-level states. Therefore, I argue that such a difference can cause a change in phenomenology only by influencing the conceptual scale through which we evaluate the perceptual content at a lower level.

15:30–16:00

Kevin Reuter (Bochum)

Experience is a theoretical concept

Several philosophers, e.g. Sellars (1956), Meltzoff & Gopnik (1993), have construed the attribution of experiences as being governed by a folk-psychological theory in which experiences function as theoretical entities. However, so far this claim has not been convincingly supported by an account of how people infer the existence of experiences. In the first part of this paper I argue that the mechanisms that lead to the stipulation of experiences are fundamentally inferential and that the term experience is a theoretically-acquired term which refers to entities that play an explanatory role in a certain theory in virtue of fulfilling two conditions: a person entertains the concept experience if that person makes an appearance-reality distinction (C1) and considers the appearance to be subjective (C2). In the second part I evaluate two rather specific objections against construing experiences as theoretical entities. First, Carruthers (1996) argues that if we do conceive of young children as little scientists, then we should expect diverging theories about experiences to emerge from different children at different ages. In response, I present what I consider to be a plausible story about how adults teach young children a general theory of experiences. Second, Papineau argues that if we really derive the concept of experience from some folk-psychological theory then we conceive of experiences as states with causes and effects, but it seems we can without contradiction think of experiences as epiphenomenal states. I demonstrate, pace Papineau, that epiphenomenalism is consistent with the view that experience is a theoretically-acquired concept.

16:15–16:45

David Lauer (Berlin)

Was heißt: Begrifflichkeit der Wahrnehmung?

Spätestens seit *Geist und Welt* (1994) ist John McDowell für die These bekannt, der Gehalt der menschlichen Sinneswahrnehmung sei durch und durch begrifflich. Nennen wir dies die These von der Begrifflichkeit der Wahrnehmung. Ich unterscheide und diskutiere mehrere Varianten dieser These: Erstens lässt sie sich sowohl als These über die *Aktualisierungen* bestimmter menschlicher Vermögen verstehen als auch als These über die *Gehalte* solcher Aktualisierungen. Zweitens lässt sich die Begrifflichkeit der Gehalte der betreffenden Aktualisierungen entweder als *propositional* oder als *intuitional* geformt begreifen. Drittens lässt sich die These entweder *apperzeptiv* lesen, d. h. als These über die allgemeine Form des Verhältnisses vernünftiger Tiere zur Welt, oder aber *phänomenal*, d. h. als These darüber, wie solchen Tieren die Welt sinnlich erscheint. Ich untersuche verschiedene Einwände gegen die Begrifflichkeitsthe- these, die in der Debatte um McDowells Werk eine Rolle spielen, und argumentiere, dass sie auf Varianten bzw. Lesarten der Begrifflichkeitsthe- these beruhen, die an McDowells transzendentalphilosophischem Anliegen – die Bedingung der Möglichkeit der Einheit des menschlichen Geistes in der Vielfalt seiner Vermögen zu erläutern – vorbeigehen.

17:30–18:00

Tim Seuchter (Düsseldorf)

Handlungsbasierte
Repräsentationen

Die Debatte um begrifflichen und nichtbegrifflichen mentalen Gehalt konzentriert sich vor allem auf mentale Repräsentation von Wahrnehmungsinhalten. Perzeptueller Gehalt lässt sich spezifizieren, ohne dass dem Subjekt des perzeptuellen mentalen Zustandes der Besitz für die Spezifikation notwendiger Begriffe unterstellt werden muss. Die sogenannte Autonomiethese geht noch weiter und besagt, dass es für ein Lebewesen möglich ist, in (mentalen) Zuständen mit nichtbegrifflichem, repräsentationalem Gehalt zu sein, ohne überhaupt über Begriffe zu verfügen. Diese These kann eine entwicklungspsychologische Erklärung darstellen, mithilfe derer sich das Problem der Begriffsgenese angehen lässt. Demnach entwickeln sich Begriffe auf der Grundlage nichtbegrifflicher mentaler Repräsentation. Akzeptiert man nun die These von nichtbegrifflichen Gehalten sowie die Autonomiethese, so muss man gleichermaßen auch eine These der Begriffsentwicklung aufgrund dieser nichtbegrifflichen Gehalte aufstellen. Dies ist im Rahmen der „klassischen Debatte“ nur unzureichend geschehen, es findet sich jedenfalls kein detailliert ausgearbeitetes Entwicklungsmodell. Dieser Vortrag soll dazu beitragen, dieser Vernachlässigung Abhilfe zu leisten. So lässt sich der Übergang von nichtbegrifflichen Repräsentationen hin zu begrifflichen anhand einer anderen Klasse von mentalen Repräsentationen adäquat darstellen, im Focus sollen hier handlungsbasierte Repräsentationen stehen. Unter handlungsbasierten Repräsentationen sollen Repräsentationen zusammengefasst werden, welche sowohl subjektive Eigenschaften des Handelnden sowie Eigenschaft der Welt aufeinander beziehen. Beispielhaft hierfür stehen Causal Indexicals (Campbell 1995) und Affordances (Gibson 1979). Die Analyse der verschiedenen Stufen der handlungsbasierten Repräsentationen ermöglichen ein besseres Verständnis, wie sich aus nichtbegrifflichen Repräsentationen (vor dem Hintergrund einer Ontogenese) zunehmend begriffliche Repräsentationen herausbilden. Zudem kann man handlungsbasierte Repräsentationen aus gutem Grund als sehr grundlegende, ontogenetisch frühe Repräsentationen klassifizieren. Interaktion mit der Welt spielt von Anfang an eine zentrale Rolle und muss als zentrales Moment der kognitiven Entwicklung gewertet werden. In diesem Sinne ist eine Analyse von handlungsbasierten Repräsentationen möglicherweise besser geeignet, als dies perzeptuelle, phänomenale Zustände sein können.

18:15–18:45

Jasper Liptow (Frankfurt/Main)

Begriffswandel als eine Form
kognitiver Dynamik

Die bisherige Beschäftigung der Philosophie mit dem allgemeinen Phänomen kognitiven Wandels beschränkt sich beinahe ausschließlich auf Überzeugungswandel. Nun scheint klar, dass sich kognitive Dynamik hierin nicht erschöpft. So wie er üblicherweise verstanden wird, lässt Überzeugungswandel nämlich die begrifflichen Ressourcen, aus denen Überzeugungen ihren Gehalt gewinnen, unangetastet. Kognitiver Wandel kann sich aber auch in Form eines Wandels der Begriffe oder Begriffssysteme, über die eine Person verfügt, vollziehen. Dann haben wir es nicht (nur) mit Überzeugungs-, sondern Begriffswandel zu tun, so wie ich ihn hier verstehen möchte. Philosophisch von besonderem Interesse sind Arten des Begriffswandels, die sich nicht als bloßer Erwerb (oder Verlust) von Begriffen verstehen lassen. Das ist immer dann der Fall, wenn wir es mit Veränderungen der begrifflichen Fähigkeiten einer Person zu tun haben, deren Endzustand mit dem Ausgangszustand in einem bestimmten Sinn unvereinbar („inkommensurabel“) ist. Der erste Teil des Vortrags dient dem Zweck, den hier einschlägigen Sinn von Unvereinbarkeit zu bestimmen. Im zweiten Teil möchte ich dann versuchen, eine Erklärung des Begriffswandels zu entwickeln. Ich knüpfe dabei an eine Idee an, die die Susan Carey unter dem Titel „Quinean bootstrapping“ für den Fall der kognitiven Entwicklung von Kindern vorgeschlagen hat. Diesem Modell zufolge lässt sich Begriffswandel als eine besondere Form der Interpretation von sprachlichen und anderen Symbolen verstehen. Sollte eine Erklärung dieser Art überzeugen, wäre das ein interessanter Hinweis darauf, dass sprachliche oder allgemeiner symbolische Fähigkeiten in einem bisher vernachlässigten Sinn für den menschlichen Geist von Bedeutung sind: Als das Medium einer grundlegenden Form kognitiver Dynamik.

14:45–15:15

Kristina Musholt (Magdeburg)

Towards a non-self-representationalist theory of first-person thought

Self-consciousness can be defined as the ability to think ‚I‘-thoughts. An essential feature of those thoughts is what Shoemaker (1968) has called their „immunity to error through misidentification relative to the first person pronoun“. In recent years, it has been proposed that the roots of this ability are to be found in nonconceptual forms of self-representation, such as those involved in perception and bodily experience (Bermúdez 1998). However, I will argue that a critical flaw of such self-representationalist theories of nonconceptual self-consciousness consists in their neglect of what I call the difference between implicitly self-related information and explicit self-representation (cf. Musholt 2013). As a result, self-representationalist theories misconstrue the nature of perception and bodily experience (as well as the nature of self-consciousness).

Consequently, rather than trying to solve the problem of self-consciousness by giving an account of nonconceptual self-representation, we should aim for what I call a non-self-representationalist (or ‚no self‘) account. According to such an account, the self is not part of the representational content of conscious experience; rather, it is part of the /mode/ of presentation (cf. Recanati 2007). I will show that this view not only does justice to the arguments against the belief that the self is represented in, say, perception and bodily experience, but that it is also better able to account for the phenomenon of immunity to error through misidentification.

15:30–16:00

Gottfried Vosgerau (Düsseldorf)

Autorenschaft von Gedanken

Wenn wir denken, dann denken wir unsere eigenen Gedanken und nicht die Gedanken anderer. Diese Meinigkeit von Gedanken scheint so offensichtlich zu sein, dass in der Geschichte der Philosophie häufig davon ausgegangen wurde, dass es sich dabei um eine unbezweifelbare Wahrheit handelt. Allerdings gibt es das psychiatrische Symptom der „Gedankeneingebung“, das dem Diktum der Unbezweifelbarkeit zu widersprechen scheint. Bisherige Vorschläge zur Erklärung der Meinigkeit von Gedanken (und deren Störungen) gehen davon aus, dass die Meinigkeit eine inhärente Eigenschaft von Gedanken ist, die der Introspektion zugänglich ist. Im Vortrag werden solche Auffassungen mit Alltagsphänomenen kontrastiert. Zunächst wird die Unterscheidung zwischen der Meinigkeit im engeren Sinne und der Autorenschaft von Gedanken getroffen. Von einem Gedanken zu sagen, dass er meiner ist, ist im Sinne der Meinigkeit im engeren Sinne lediglich die Behauptung, dass dieser Gedanke in meinem Bewusstsein vorliegt. Diese Eigenschaft ist notwendigerweise der Introspektion zugänglich und, da jedes Bewusstsein, dass ich introspeziern kann, mein Bewusstsein ist, auch unbezweifelbar feststellbar. Von Autorenschaft von Gedanken möchte ich sprechen, wenn sich der Denker nicht nur das Vorliegen, sondern auch die Produktion des Gedankens zuschreibt, was bei Gedankeneingebung tatsächlich gestört ist. Ich werde einen neuen Ansatz vorgestellt, der die Autorenschaft von Gedanken als soziales Phänomen ausweist. Demnach kann Autorenschaft nicht introspektiv erfasst werden, sondern nur post hoc zugeschrieben werden aufgrund von anderen Überzeugungen und Gefühlen.

16:15–16:45

Sanja Dembić (Berlin)

Psychische Störungen zwischen
Naturalismus und Normativismus

In der Debatte um den Begriff der psychischen Störung gibt es zwei Lager: Naturalisten behaupten, dass durch die Natur determiniert ist, was eine Störung ist; Normativisten behaupten, dass Menschen mit Bezug auf soziale Werte entscheiden, was eine Störung ist. Die folgende begriffliche Überlegung, die ich in meinem Vortrag ausführlicher erläutern werde, erscheinen mir hilfreich zu sein, um diese Debatte voranzubringen.

Ein sinnvoller Begriff der psychischen Störung erfordert eine Abgrenzung vom Begriff der Differenz: Ein Mensch mit einer psychischen Störung ist nicht einfach anders als andere Menschen; vielmehr ist bei ihm etwas im weitesten Sinne nicht so wie es sein sollte. Zuschreibungen von psychischen Störungen implizieren damit eine Aussage über eine Abweichung von einer Norm, die nicht bloß eine statistische sein kann. Um eine solche Aussage machen zu können, stehen mindestens drei verschiedene Arten von Normen zur Verfügung: (1) Funktionsnormen (2) Rationale Normen und (3) Evaluative Normen.

Ich werde dafür argumentieren, dass für die Normabweichungen von psychischen Störungen die funktionalen Rollen von psychischen Mechanismen entscheidend sind: Psychische Störungen sind im weitesten Sinne Dysfunktionen psychischer Mechanismen. In Bezug auf die Bestimmung der entsprechenden Funktionen werde ich für eine Position zwischen einem Naturalismus und einem Normativismus argumentieren: Es ist unplausibel anzunehmen, dass Menschen entscheiden, welche Funktionen die Psyche hat. Jedoch ist es plausibel anzunehmen, dass für die Beschreibung von psychischen Störungen nicht nur diejenigen psychischen Mechanismen relevant sind, die dem Menschen zum Überleben in einer natürlichen Umgebung dienen, sondern auch diejenigen, die ihm zu einer erfolgreichen Interaktion mit einer sozialen Umgebung dienen.

17:30–18:00

Anna Welpinghus (Bochum)

Ist die Angemessenheit normativer
Emotionen kulturrelativ?

In diesem Vortrag widme ich mich der Frage, inwiefern die Angemessenheit von normativen Emotionen von kulturellen Faktoren abhängig ist. Unter ‚normativen Emotionen‘ verstehe ich solche, die eine Reaktion auf eine Verletzung oder eine besonders gute Erfüllung sozialer oder moralischer Normen sind, beispielsweise Empörung, Eifersucht oder Schuldgefühle.

Eine Emotion ist angemessen, wenn das Objekt die Werteigenschaft, die ihm durch die Emotion zugeschrieben wird, tatsächlich hat. Eine Emotion kann ein angemessen sein, obwohl sie nicht sozial akzeptiert ist. Für die Kulturabhängigkeit von Angemessenheit ergeben sich zwei Adäquatheitsbedingungen: (1) Soziale Normen, die Teil eines größeren kulturellen Gefüges sind, gehören zu den Kriterien, die bestimmen, wann eine normative Emotion angemessen ist. (2) Trotzdem ist die Angemessenheit normativer Emotion nicht stark kulturdeterminiert. Unter starkem Kulturdeterminismus verstehe ich in diesem Kontext folgende These: Eine Emotion ist genau dann angemessen, wenn die Werteigenschaften, die sie repräsentiert, kompatibel ist mit sozialen Normen, die Teil der kulturellen Gefüges sind, in den sich die Person bewegt. Anhand des Beispiels Eifersucht und kulturell verankerte Monogamie stelle ich einen Vorschlag vor, der beiden Bedingungen gerecht wird: Eifersucht ist eine Reaktion auf Untreue. Es gibt soziale, kulturell verankerte Normen dazu, welches Verhalten Untreue konstituiert. Paare können davon abweichende, gültige Regeln vereinbaren (damit wird die zweite Bedingung erfüllt). Der ersten Bedingung wird Rechnung getragen, da solche Vereinbarungen immer in einem kulturell bestimmten Kontext getroffen werden.

18:15–18:45

Steffen Steinert (München)

Cultivate your funny bone!?

Who doesn't like a good joke? However, some people are more easily amused or engage in more humor-related behavior than others. Given that a sense of humor is certainly something that we value in other people. The question I want to address in my presentation is this: Is our sense of humor something that can be cultivated or trained? My conclusion will be that as far as sense of humor refers to amusement and cultivation means training and practice, amusement cannot be cultivated. In other words, you cannot train your funny bone!

I will proceed as follows:

First, I will briefly present an argument that might be put forward for thinking that amusement can be trained. This argument is based on the idea that amusement is due to the perception of incongruity. I will show that this perceptual view is dubious.

Second, I will give a rough sketch of what amusement is.

Third, I will explicate in as much detail as time permits the cognitive mechanism behind amusement.

Fourth, I will present my argument to the effect that amusement cannot be trained.

Fifth, I will explicate the argument in more detail and show that attention as a crucial feature of training and practice is detrimental to the cognitive mechanism responsible for amusement.

14:45–15:15

Peter Schulte (Bielefeld)

Wie man die teleosemantische Reduktionsthese (nicht) verstehen sollte

Teleosemantische Theorien erheben gewöhnlich den Anspruch, Bedeutung im Allgemeinen oder mentalen Gehalt im Besonderen naturalistisch zu erklären. Die Kernthese aller prominenten Versionen der Teleosemantik lautet: Gehaltseigenschaften lassen sich zumindest teilweise auf selektionsgeschichtliche Eigenschaften zurückführen. Diese These wird von ihren Vertreter nicht als Begriffsanalyse, sondern als empirische Hypothese verstanden – genauer: als empirische Reduktion nach dem Modell von „Wasser = H₂O“.

Braddon-Mitchell und Jackson (1997, 2002) haben gegen diese Position gravierende Einwände vorgebracht. Im Vortrag sollen diese Einwände jedoch nicht im Detail rekonstruiert werden; stattdessen soll das fundamentale Problem herausgearbeitet werden, das durch die Bezugnahme auf das Wasser/H₂O-Modell entsteht, und das auch den Einwänden von Braddon-Mitchell und Jackson zugrunde liegt. Das Problem lässt sich in knapper Form so beschreiben: Wer die teleosemantische These als empirische Reduktion nach dem Modell von „Wasser = H₂O“ interpretiert, legt sich darauf fest, dass teleosemantische Eigenschaften mentaler Zustände deren kausal-dispositionale Rolleneigenschaften zumindest teilweise reduktiv erklären. Dies ist jedoch, wie sich zeigen lässt, äußerst unplausibel. Das Wasser/H₂O-Modell scheitert an diesem Punkt, und aus analogen Gründen scheitert auch Papineaus (2001) Versuch, die Teleosemantik im Rahmen des Wasser/H₂O-Modells gegen die Einwände von Braddon-Mitchell und Jackson zu verteidigen.

Im letzten Teil des Vortrags werde ich einen alternativen Vorschlag zur Verteidigung der Teleosemantik entwickeln. Danach sind intentionale Ausdrücke nicht mit (rein) kausal-dispositionalen Rollen, sondern mit *teleologischen* Rollen assoziiert (oder zumindest mit Rollen, die eine signifikante *teleologische Komponente* haben). Unter dieser Voraussetzung, so die These, lässt sich das teleosemantische Reduktionsprojekt sehr viel besser verteidigen.

15:30–16:00

Tobias Schlicht (Bochum)

Extended Cognition, extended consciousness?

If it is the case that the mind is extended, then mental processes include parts of the physical and social environment as constitutive elements (Clark & Chalmers 1998, Menary 2010). A blind man's cane may count as a cognitive extension of seeing, a smartphone as a cognitive extension of memory. In this debate, cognition and consciousness are typically distinguished. Whereas 'cognition' comprises a bundle of capacities like perceiving, thinking, remembering, learning etc., consciousness is understood in the sense that there is something that it is like to experience something (tasting red wine, say).

The strongest claim in this debate is that both cognition and consciousness are extended (Noë 2009); the weakest claim is that neither cognition nor consciousness is literally extended, while both are supported causally by these external factors (Adams & Aizawa 2008); finally, Clark (2009) defends a position in-between these extremes, arguing that while cognition is extended, consciousness is not. I argue that Clark's middle position is implausible.

First, the argument in Clark & Chalmers (1998) presupposes (a) a wrong-headed notion of 'cognition' as 'information-processing, where information is to be understood in Shannon's sense, and (b) it presupposes Chalmers' distinction between the 'easy problems' of explaining cognition and the 'hard' problem of explaining consciousness. Using examples, it is argued that this notion of information does not capture what is essential about human cognition, and that the easy problems cannot be solved in the way it is presupposed in the argument. Since these presuppositions are not supported, the argument for extended cognition and its separation from consciousness is not persuasive.

Finally, a problem related to this false distinction is highlighted in the case of Otto, the patient suffering from Alzheimer's disease (Clark & Chalmers 1998), which demonstrates that cognition and consciousness cannot be easily separated as it is presupposed by the argument for extended cognition.

16:15–16:45

Arne Weber / Gottfried Vosgerau
(Düsseldorf)

The Middle Ground between
Classical Cognitive Science and
Embodied Cognitive Science

New approaches under the label of “embodied cognition” are challenging the classical views in cognitive science in that they motivate an understanding of cognition as *embodied* by stressing the relevance of the body of a cognitive system and its interactions with the environment for its conceptual abilities. The critique mainly consists of two objections: (a) referring only to internal processing in the central nervous system is not sufficient for explaining cognition. And (b) during the bodily interactions are no representations involved in cognition.

The talk pursues following objectives: (i) to conceptually specify what it means “to be embodied”, and (ii) to elucidated the resulting ontological consequences for our picture of a mental architecture. These consequences lead to a middle ground between classical cognitive science and embodied cognitive science by recombining ideas of both approaches, i.e. the relevance of the body in cognitive processing *and* the necessity to postulate certain kinds of internal representations.

The distinction between classical cognitive science and our formulation of a *moderate grounded action cognition*-thesis (mGAC) is characterized by weakening of the modular picture the mind, because the different domains overlap. The difference between embodied cognition and mGAC is characterized by additionally postulating that cognition itself is not only bound to the body but presupposes some kind of internal processing dealing with body representations. By paying attention to the relevance of the body and by resorting to internal representations we can head to a middle ground between classical conceptions and their current critics.

17:30–18:00

Matthias Wunsch (Kassel)

Grundzüge einer erweiterten
Philosophie des Geistes

Gegenwärtig sind zwei Tendenzen zu beobachten, die zu einer Ausweitung des Feldes der Philosophie des Geistes führen. Zum einen wird intensiv an Konzeptionen der kollektiven Intentionalität gearbeitet und zum anderen entwickelt sich die *philosophy of animal minds* zunehmend als eigener Forschungsbereich. Zwischen beiden Themenbereichen besteht eine interessante sachliche Verbindung. Forschungsergebnisse der evolutionären Anthropologie legen nahe, dass die zentrale kognitive Differenz zwischen uns Menschen und anderen Lebewesen darin besteht, dass wir unsere kognitiven Mittel bündeln können, also über geteilte und dann auch kollektive Intentionalität verfügen. Meines Erachtens sollte die Philosophie des Geistes diesen anthropologischen Impuls aufnehmen und Fragen nach Individuen übergreifenden Aspekten und Verhältnissen des Geistigen sowie nach entsprechenden Unterschieden zwischen Menschen und anderen Lebewesen als zentrale Anliegen begreifen. Mein Vortrag wird einige Grundzüge der in dem skizzierten Sinn erweiterten Philosophie des Geistes systematisch entwickeln. Ein geeigneter Ausgangspunkt dafür ist der Personbegriff. Denn abgesehen davon, dass er als logisch primitiver Begriff die vorgängige Einheit von Geist (*mind*) und Körper bezeichnet, ist er einerseits ein Grundbegriff für das Verständnis der sozialen Dimension menschlicher Existenz und macht er andererseits kenntlich, dass trotz der biologischen Kontinuität alles Lebendigen eine „anthropologische Differenz“ besteht. In Bezug auf den Personbegriff werden dann drei Schlüsselbegriffe einer erweiterten Philosophie des Geistes diskutiert: „Leib“, „Lebensform“ und „objektiver Geist“.

18:15–18:45

Viktoria Knoll (Hamburg)

A brain is born – Gehirnentnahmen
in Theorien personaler Identität

Dass unser Gehirn auch außerhalb unseres Körpers Sitz von Bewusstsein und Gedanken sein kann (sofern es nach allen Regeln der Kunst am Leben gehalten und stimuliert wird) ist eine allgemein akzeptierte Annahme, die in vielen philosophischen Gedankenexperimenten in der Debatte um personale Identität zum Zuge kommt. Der jüngst wieder in Mode gekommenen Theorie des Animalismus, deren AnhängerInnen uns für identisch mit unserem Organismus halten, bereitet diese Annahme jedoch einige Schwierigkeiten, da sie das sogenannte *Remnant-Person Problem* aufwirft (Johnston 2007): Wenn mein Gehirn außerhalb meines Körpers eigenständig denken kann, dann scheint (so gibt auch der bekannte Animalist Eric Olson zu) durch die Entnahme meines Gehirns eine zweite Person zu entstehen, die – anders als ich – kein Organismus ist. Nur woher kommt diese zweite „Restperson“ so plötzlich? Und wohin verschwindet sie, wenn mein Gehirn mir wieder eingesetzt wird? Auf diese Fragen kann der Animalist keine befriedigenden Antworten geben.

In meinem Vortrag will ich zunächst zeigen, dass dieses *Remnant-Person Problem* ein Problem speziell für den Animalismus ist und dass vor allem eine Konstitutionstheorie von Personen (prominent vertreten z.B. durch Lynne Rudder Baker oder Mark Johnston) eine plausible Antwort auf diesen Einwand parat hat – anders als Olson in einem bald erscheinenden Aufsatz behauptet. Ausgehend von diesem Einwand will ich dann einen weiteren, bis *dato* kaum vertretenen Ansatz skizzieren, der das Problem nicht nur ebenfalls löst, sondern der auf den zweiten Blick auch mehr Vorteile zu haben scheint, als manch einer vermuten mag.